Zeitschrift: Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am Departement Architektur der ETH Zürich

Herausgeber: Departement Architektur der ETH Zürich

Band: - (1997)

Heft: 1

Artikel: Die dauerhafte Seite : Wunschvorstellungen zur Stadt des telematischen Zeitalters

Autor: Lampugnani, Vittorio Magnago

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-918637

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

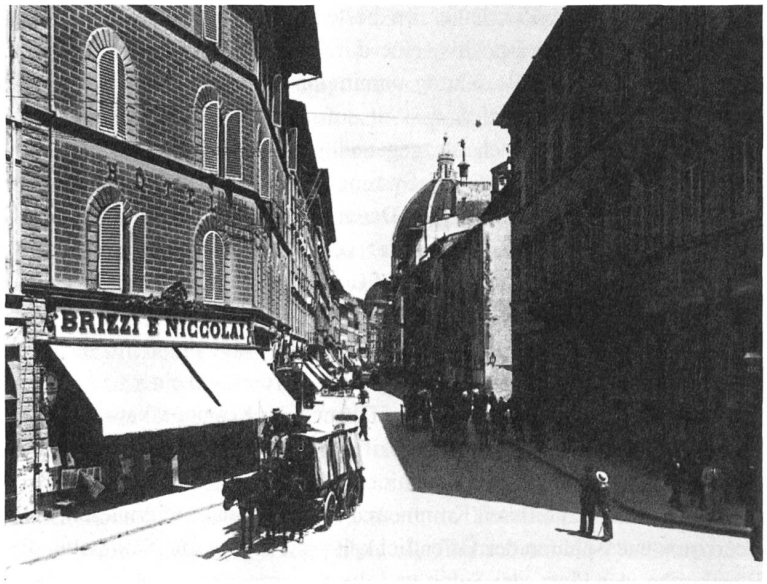
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Vittorio Magnago Lampugnani

Die dauerhafte Seite

Wunschvorstellungen zur Stadt des telematischen Zeitalters

Die Entwicklung, das Zusammenwachsen und die Vernetzung der neuen Kommunikationstechnologien führen immer mehr Funktionen, die bislang an Gegenstände und Orte gebunden waren, in den unsichtbaren Bereich der Datenströme über. Die Folge sind tiefe Erschütterungen der gesellschaftlichen, ökonomischen und kulturellen Strukturen sowie des öffentlichen und privaten Lebens.

Besonders betroffen werden die Städte sein. Seit geraumer Zeit schon befinden sich unsere urbanen Zentren, die mancherlei Standortvorteil verloren haben und mancherlei Steuerungsaufgabe aufgeben mussten, in einer unübersehbaren Krise. Diese Krise wird voranschreiten, ungeahnte Ausmasse annehmen und möglicherweise zu einem Paroxysmus führen, bei dem sich das Wesen dessen, was wir heute Stadt nennen, von Grund auf ändern wird. Schon wird vom gänzlichen Verschwinden der Städte geraunt, und schon hat man für das, was sie ersetzen wird, bedeutungsvolle Namen parat: Telepolis, Cyber City, Digital City, City of Bits.

Nun ist die mutmassliche "Auflösung der Städte" etwas, was weltweit durch die gesamte neuere Stadtbaugeschichte spukt, von Charles Fourier bis Bruno Taut und von Ebenezer Howard bis zu den "Desurbanisten" der Sowjetunion der zwanziger Jahre. Und dass die zeitgenössischen Desurbanisten für das, was nach der Stadt kommen und vermutlich etwas ganz anderes sein wird, ausgerechnet urbane Metaphern wählen, stimmt zumindest nachdenklich. Sollen unsere Städte wirklich ad acta gelegt werden, weil die Zukunft nicht den realen, sondern den virtuellen Orten gehört? Wird Metropolis mit allem, was sie baulich ausmacht, historisches Zentrum, Stadterweiterung des 19. Jahrhunderts, Gartenvororte und Industrieperipherie, von Telepolis abgelöst?

Vermutungen über die Zukunft anzustellen ist riskant. Prognosen setzen sich dem Test der Wirklichkeit aus: treffen sie ein, verursacht dies milde Verwunderung, liefert aber noch lange keinen Beweis für ihre Richtigkeit; werden sie hingegen widerlegt, ist ihr Scheitern vollständig und endgültig. Dennoch lohnt jenseits der Phrasen, die immer dann gern

gedroschen werden, wenn Ungewissheit über das Bevorstehende herrscht, der Versuch, Mutmassungen darüber anzustellen, welchen Impakt die neuen Kommunikationstechnologien auf unsere Städte haben werden. Werden die Mutmassungen mit Wünschen vermischt, bewahrt man sie auch vor der drohenden Widerlegung: eine Zukunft, die nicht szientistisch oder gar besserwisserisch vorhergesagt, sondern subjektiv herbeibeschworen wird, kann, tritt sie nicht ein, nur enttäuschen.

WOHNEN, ARBEITEN, FREIZEIT, VERKEHR: MUTMASSUNGEN ÜBER VIER STADTFUNKTIONEN

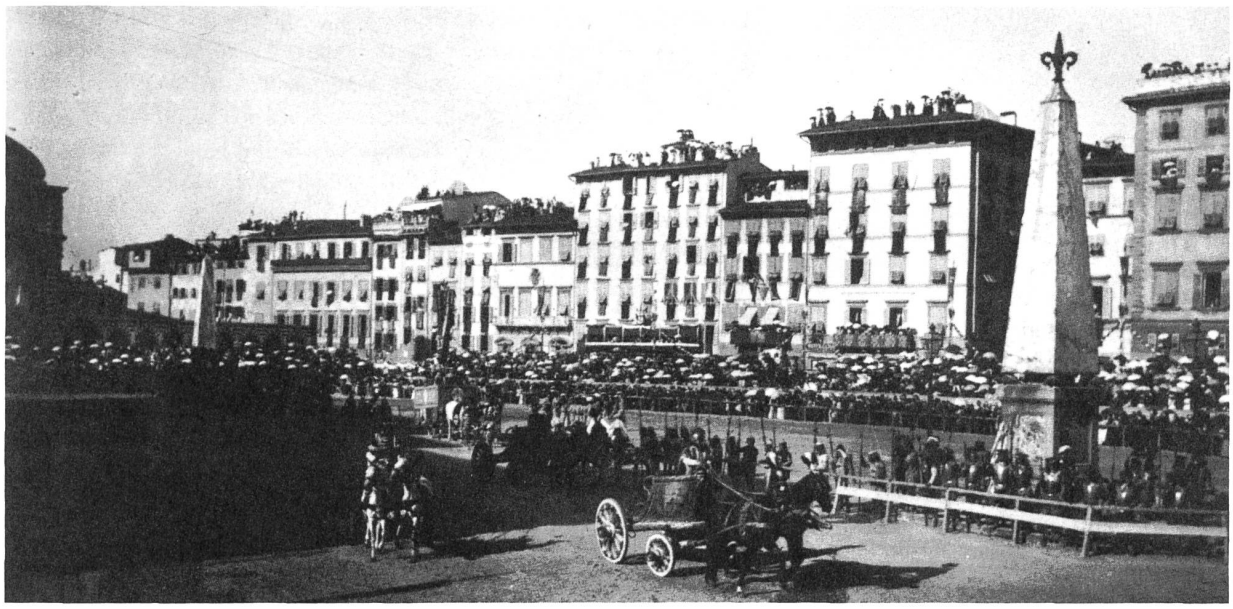
Das Wohnen, eine der wichtigsten Dimensionen der Stadt schlechthin, wird von der telematischen Revolution kaum entscheidend berührt werden. Zwar wird das Telephon, das zunehmend neue, differenzierte Funktionen erfüllt und demnächst zu einem veritablen elektronischen Sekretär avanciert sein wird, eine immer wichtigere Rolle bei der Verbindung nach aussen spielen. Zwar wird das Fernsehen, das bald digital funktionieren und viel mehr leisten wird, eine Informations- und Dienstleistungsrolle übernehmen, die es bislang in diesem Masse nie inne hatte. Zwar wird der Computer, der schon Eintritt in den persönlichen Wohnbereich gefunden hat, durch die Einbindung in verschiedene Servicenetze immer mehr zu einem dienstbaren Hausgenossen und durch den Anschluss an das Internet zu einem Instrument der Kommunikation, des Austausches, der Bildung und des Vergnügens geraten. Doch wird all dies das Alltagsleben der Menschen ungleich stärker berühren als deren Wohnen. Analog zur Verbreitung des Telephons nach der Jahrhundertwende, jener des Rundfunks in den dreissiger und jener des Fernsehens in den fünfziger Jahren, werden die neuen telematischen Instrumente (oder die alten, die telematisch neu genutzt werden) sich in Wohnungen einnisten, die sie zwar in Einzelbereichen verändern, aber nicht wirklich revolutionieren werden. Das eigentliche Wohnen wird neben der Telekommunikation stattfinden.

Anders im Arbeitsbereich. Die fortschreitende Computertechnologie automatisiert, vereinfacht und erleichtert sämtliche Verwaltungstätigkeiten, und viele dieser Tätigkeiten brauchen nicht länger von Angestellten oder Beamten erledigt zu werden. Die fortschreitende Computertechnologie tut aber noch mehr: sie hebt die Notwendigkeit der

räumlichen Verknüpfung von Arbeitsschritten auf. In den Postämtern, in den Behörden, in den Banken müssen sich die back-offices mithin nicht, wie es bislang der Fall war und ihr Name suggeriert, unmittelbar hinter den Schaltern befinden: sie können andernorts günstiger und möglicherweise zentralisiert untergebracht werden. Vor allem aber wird es für viele möglich sein, nicht mehr im Büro, sondern zumindest teilweise zu Hause zu arbeiten. Denn sie werden zu Hause über die gleichen Infrastrukturen verfügen, die bislang nur ihr Arbeitsplatz bot, und damit eine neue räumliche und auch zeitliche Unabhängigkeit erlangen. Schon seit Jahrhunderten können Teile der Arbeit dank der wunderbaren Instrumente des Stiftes, des Papiers und des Buchs ausserhalb des Arbeitsortes erledigt werden; hinzugekommen sind heute Aufnahmegeräte, Telephon und Computer. Damit ist es sogar möglich, kleinere Dienstleistungsbetriebe weitestgehend von auswärts zu leiten und zu steuern. Wenn sich auch die erste Telearbeit-Euphorie gelegt hat und offenkundig geworden ist, dass sich mitnichten alles entflechten und auslagern lässt: eine völlig neue Arbeitsorganisation steht der industrialisierten Gesellschaft bevor.

Nicht viel anders ist es um die Freizeit bestellt. Schon in den letzten Jahrzehnten hat sie das Fernsehen zu einem guten Teil verschluckt, und zwar zuungunsten des Kinos und des Theaters. Sie sind nicht verdrängt, aber doch in eine marginale Rolle verwiesen worden. Wenn nun das Fernsehen hochauflösend, digital und interaktiv wird, wenn dazu der Computer durch Internet und world wide web neue Bildungs- und Vergnügungsalternativen eröffnet, spricht viel dafür, dass diese Marginalisierung weiter zunehmen wird, wenn die Menge an Freizeit, über die unsere Gesellschaft verfügt, nicht noch grösser wird, als sie schon ist. Die anderen, teilweise überkommenen Optionen für die Belegung der frei verwendbaren Zeit werden bleiben: vom Kaffeebesuch bis zur Nacht in der Diskothek, vom Spaziergang im Park bis zum Wochenendausflug, vom Lesen eines Buchs bis zum Besuch eines Konzertes oder eines Vortrags. Doch gerade bei Freizeitaktivitäten, die Erlebnisse zu vermitteln trachten, wird die Versuchung gross sein, diese Erlebnisse nicht in der Realität, wo sie trotz entsprechender Einrichtungen immer noch mit Schwierigkeiten und zuweilen Mühsalen verbunden sind, sondern in der virtuellen Welt des Bildschirms zu suchen. Die künstlichen Abenteuer sind dort leichter zu haben, wenn man nach ihnen verlangt, rascher auszuwechseln, wenn man ihrer überdrüssig ist, einfacher zu unterbrechen, wenn das Vergnügen nachzulassen droht. Und vor allem: man kann alles frei Haus erhalten, in Morgenmantel und Pantoffeln bequem auf seinem Sessel sitzend, ohne dass es notwendig würde, sich der wirklichen Umwelt mit ihren Unwägbarkeiten und Gefährdungen zu stellen - und sei es nur auf dem kurzen Weg von der Haustür um die Ecke bis zum nächsten Zeitungsstand oder Kino.

Die Folgen für den Verkehr, die vierte und letzte zentrale Dimension der Stadt, liegen auf der Hand. In aller Kürze: der Verkehr nimmt ab. Vieles, was heute noch als Gegenstand von einem Ort zum anderen transportiert werden muss, wird als reine Information via Kabel oder Radiowellen vermittelt werden. Zahlreiche Menschen, die sich noch zu ihrem Arbeitsplatz begeben müssen, werden zu Hause bleiben und dort arbeiten. Weitere Gänge werden sich ganz und gar erledigen: wenn man seine Korrespondenz via E-mail erledigt, muss man nicht zur Post, um Briefmarken zu kaufen; wenn man das, was man einkaufen will, auf dem Bildschirm auswählen und per Telephon oder Modem bestellen kann, braucht man nicht in den Laden oder in den Supermarkt zu laufen oder zu fahren; wenn man Geldüberweisungen telephonisch oder über Computer veranlassen kann, braucht man sich nicht zur Bank zu begeben.



AUSWIRKUNGEN AUF DIE STADT

Was bedeutet das für die Stadt? Für ihre Wohnhäuser nicht viel: sie werden weiterhin gebraucht, benötigen wahrscheinlich eine neue Verkabelung und werden etwas anders genutzt werden, als es heute der Fall ist, ohne dass deswegen auch einschneidende bauliche Veränderungen anfielen.

Für die innerstädtischen Büros wird es das bedeuten, was sich heute schon anbahnt, nämlich Leerstand. Etliche Institutionen und Konzerne, die ihren Sitz im Stadtzentrum haben, werden, wenn nicht gar verschwinden, zumindest kleiner werden; nur wenige werden neu einziehen. Es wird insgesamt weniger Büroraum benötigt werden, aber vor allem wird weniger Büroraum in der Stadt erforderlich sein. Es werden weniger Grosseinheiten gebraucht und mehr kleinere, übersichtliche Baustrukturen. Die Schalter und die Bereiche, die unmittelbar mit dem Publikum zu tun haben, werden bleiben, wo sie sind: nämlich gut sichtbar und gut erreichbar mitten in der Stadt. Die back-offices hingegen werden anderswo untergebracht und mit den Schaltern und den Kundenbüros vernetzt. Dadurch wird gebauter Raum in der Stadt verfügbar werden.

Was die Grossfabrikanlagen anbelangt, werden sie, wenn sie nicht jetzt schon verlassen sind, es bald werden; zumindest von der Industrie, die sie erzeugt hat. Vor allem in Europa sind die urbanen Industriestandorte unrentabel, unnötig und überholt, nicht zuletzt weil die Automatisierung immer weniger menschliche Arbeitskraft erforderlich und damit die Vorteile der städtischen Lage zunichte macht. Die neuen telematischen Instrumente werden auch die Überwachung der Produktionsprozesse von den Produktionsstätten entflechten, so dass überhaupt kein Grund bestehen wird, sie im innerstädtischen Gebiet zu halten. Auch dadurch wird Platz in der Stadt frei.

Die Freizeiteinrichtungen werden, vor allem in bestimmten Sparten, mit weniger Zufluss rechnen, vielleicht auch grundlegende Neustrukturierungen auf sich nehmen müssen, aber weitgehend weiterhin so existieren können, wie sie es jetzt tun. Das gleiche gilt für die Bildungsstrukturen.

Die Verkehrseinrichtungen schliesslich, die Untergrundbahn- und Stadtbahnsysteme, vor allem aber die Strassen und Plätze der Stadt, werden merklich leerer werden; die Stadtautobahnen mit ihren gewaltigen Viadukten und Untertunnelungen vielleicht sogar ganz und gar obsolet.

Wird aber dadurch nicht die Stadt selbst obsolet? Die grossen Ballungsräume, in denen wir heute leben, hat in erster Linie die industrielle Revolution geschaffen: mit ihren Fabriken, ihren Bürohäusern, ihren Wohngebieten für Arbeiter und Angestellte, ihrer Infrastruktur. Wenn die Prämissen, die sie hervorgebracht haben, nicht mehr bestehen, ist die Stadt als solche in Frage gestellt. Schon die Tertiarisierung hat sie gründlich aus den Fugen gebracht. Werden die Menschen künftig überhaupt noch in Städten leben wollen? Oder werden sie nicht in der Landschaft umherziehen und als Nomaden mit Handy, Faxanschluss, Laptop, Personalcomputer und Modem mit anderen, ebenso ausgestatteten Nomaden Verbindung halten?

Wenig spricht dafür, dass diese genüsslich radikale Voraussage auch tatsächlich eintreffen wird. Denn die Städte gibt es nicht erst seit der industriellen Revolution, und ihre Entstehung lässt sich keinesfalls eindimensional erklären. Sie war zwar primär politisch, ökonomisch und kulturell bedingt; wenn aber inzwischen Politik anderswo entschieden wird, Handel und Wirtschaft weltumspannend geworden sind, die Produktion in Billiglohnländer ausgelagert ist und Kultur auch auf dem Land oder in den Dörfern entsteht, ist die Stadt deswegen nicht als leere Hülle zurückgeblieben. Seit jeher hatten Städte die zentrale übergreifende Aufgabe, schnelle und vielfältige Kommunikation und Interaktion durch räumliche Nähe zu erlauben und zu fördern. Geht nun ein Teil dieser Funktionen in die telematischen Netze über, die wir immer dichter zwischen uns spinnen, so heisst das zwar, dass sich die Grenzen zwischen Freizeit und Arbeit, zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, auch zwischen Stadt und Land verschieben. Es heisst aber mitnichten, dass die räumliche Verdichtung der Stadt als solche überflüssig wird. Zahlreiche Arten von Kommunikation, zahlreiche Arten von Interaktion lassen sich nicht in ein Kabel oder auf eine Frequenz bannen. Es sind diese die intensiveren, komplexeren, feineren zwischenmenschlichen Beziehungen, bei denen es über Fakten hinaus auch um Nuancen, Tonfälle, Stimmungen, Atmosphären geht. Und für diese Beziehungen, für diese Kommunikation, für diese Interaktion ist die Stadt nach wie vor der prädestinierte Ort.

UMRÜSTUNG DER HISTORISCHEN BAUSUBSTANZ

Ihre telematische Funktionsfähigkeit, ihre kommunikative Effizienz, kurz: ihre Modernität lässt sich nicht mehr an ihrer äusseren Form ablesen. Die neuen Technologien sind unsichtbar: sie finden zu keinem spezifischen baulichen Ausdruck, sondern materialisieren sich in Software und Hardware, die hauptsächlich aus vergleichsweise kleinen Maschinen und

versteckten Verkabelungen bestehen. So ist eine der mit ihrer Skyline am zukunftsfreundlichsten anmutenden Städte in Europa, Frankfurt am Main, telematisch gesehen nicht auf dem neuesten Stand, weil sie noch mit Kupfer verkabelt ist. Die Museumsstadt par excellence, Venedig, verbirgt hingegen hinter ihren historischen Fassaden, ihrem Gassen- und Kanalgewirr und ihren ebenso wunderbaren wie für zeitgenössische Verhältnisse afunktionalen Monumenten eine hochwertige Glasfaserverkabelung, die sie zu einer der modernsten europäischen Städte macht.

Ein weiteres, vielleicht noch signifikanteres Beispiel ist das alte ligurische Dorf Colletta di Castelbianco: Die Modernisierungsstudie, die von keinem Geringerem als Giancarlo De Carlo durchgeführt wurde (übrigens einem Architekten, dem man ganz gewiss keinerlei Hang zur Nostalgie nachzusagen vermag), offenbarte die vorzügliche Eignung der alten baulichen Struktur zur Aufnahme moderner Nutzungen. Die Sanierung beschränkte sich auf die Konsolidierung der bestehenden Gemäuer, die behutsame Modifikation einiger Raumsequenzen, die funktionelle Ausstattung der Wohnungen und die durchgängige Verkabelung der Häuser. Es war vor allem letztere, die ein sterbendes Dorf in ein (zugegebenermassen: exklusives) Zentrum für Experimente über die Verbindung von effizientem Management mit hoher Lebensqualität verwandelte.

Solcherlei Beispiele zeigen, dass die alte Stadt ausgesprochen gut geeignet ist, den Anforderungen des telematischen Zeitalters zu entsprechen. Sie sollen allerdings nicht suggerieren, dass sie dafür so bleiben soll, wie sie ist. Die alte Stadt ist etwas, was nicht, wie es noch die Avantgarden der zwanziger Jahre proklamierten, ausradiert zu werden hat, um für Neues Platz zu machen, sondern die Basis, ja die Substanz des Neuen. Sie muss allerdings so umgestaltet werden, dass sie ihre neuen Aufgaben möglichst gut zu erfüllen in die Lage versetzt wird.

Die Voraussetzungen für eine solche Umgestaltung sind gegeben. Denn wenn die Anforderungen an die Wohnungen weitgehend unverändert bleiben, kann man sich darauf konzentrieren, ihre Typen und ihre Ausstattung so zu verfeinern, dass sie den Bedürfnissen der Menschen, die sie benutzen, immer besser entsprechen: auch dem Bedürfnis, zu Hause zu arbeiten, sich dabei zu konzentrieren und obendrein noch wohl zu fühlen. Wenn sich manches Bürohaus leert, kann man es zu einem Wohnhaus umbauen (in Städten wie London und Paris wird dies bereits modellhaft getan), und der vor allem in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg virulent einsetzende Prozess der Verdrängung des Wohnens aus dem Stadtzentrum vermag angehalten und sogar rückgängig gemacht zu werden. Wenn die grossen Fabrikgebäude aufgegeben werden, sind grosse Areale gewonnen, um weitere Wohnungen, aber auch Freizeit- und Bildungseinrichtungen mitten in der Stadt (und nicht, wie es seit den siebziger Jahren gang und gäbe ist, in der Peripherie oder gar auf der grünen Wiese) zu schaffen; auch um die Stadt dort, wo sie zu dicht ist, durch neue öffentliche Parkanlagen aufzulockern. Wenn der Verkehr abnimmt, ist nicht nur eine Chance für eine bessere Mobilität für alle gegeben: Die Strassen und Plätze, auf denen nun weniger Fahrzeuge rollen, lärmen und stinken, stehen wieder (auch) dem Fussgänger zur Verfügung.

Das alles kann sein, muss aber nicht. Der neue Büroleerstand führt nicht notwendigerweise zu einer Rückeroberung des Stadtzentrums durch die Bewohner; er könnte auch einer *gentrification* den Weg ebnen, bei welcher nur die Superreichen in eine Stadt zurückkehren, die sie sich ohnehin haben leisten können, während die Armen weiterhin und verstärkt in die Peripherie relegiert werden. Die grossen leerstehenden Fabrikhallen müssen nicht neuen Orten der Öffentlichkeit vorbehalten werden; sie können genausogut, und weitaus ertragreicher, der hemmungslosesten

privaten Spekulation überlassen werden. Der abnehmende Verkehr braucht nicht eine Verbesserung der allgemeinen Mobilität und Lebensqualität in der Stadt nach sich zu ziehen: Er könnte genausogut zur drastischen Reduzierung oder gar Abschaffung des nunmehr gänzlich unrentablen öffentlichen Nahverkehrsnetzes zugunsten eines grimmig liberalisierten individuellen Automobilverkehrs führen.

Das Schicksal der Stadt des telematischen Zeitalters wird sich nicht nur auf dem städtebaulichen und architektonischen, sondern auch und vor allem auf dem ökonomischen und politischen Feld entscheiden.

DIE STADT ALS BUCH, DIE STADT ALS LEHRSTÜCK

Im Roman *Notre-Dame de Paris* legt Victor Hugo seinem Helden Claude Frollo die Prophezeiung in den Mund, das maschinell gedruckte Buch, wie es von Johannes Gensfleisch zum Gutenberg erfunden worden war, würde die Architektur als grosses Gedächtnis der Menschheit vertreiben. Mit einer Hand auf ein mit Bleisatz gedrucktes Buch zeigend, mit der anderen auf "seine" gewaltige Kathedrale, die er wie eine gebaute Schrift zu entziffern vermag, spricht der Erzdiakon nicht ohne Trauer sein vernichtendes Urteil aus: "Ceci tuera cela". Das Buch wird die Architektur töten, das gedruckte Papier, leicht und preiswert vervielfältigbar, wird von nun an die Gedanken der Menschen festhalten und verbreiten.

Hugo schrieb seinen Roman 1831, unmittelbar nach jener Juli-Revolution, die den Bürgerkönig Louis Philippe an die Herrschaft brachte, und mitten in der Architekturdiskussion, die drei Jahre zuvor Heinrich Hübsch mit seinem Buch *In welchem Style sollen wir bauen?* auf den Punkt gebracht hatte. Die Krise, die er Frollo hatte voraussehen lassen, war eingetreten. Die Architektur war nicht länger das einzige und unfehlbare Mittel, alleingültige und von allen anerkannte Gedanken festzuschreiben und zu transportieren, sondern nur mehr eine Option; und sie spiegelte die gleiche Sprachverwirrung wider, welche mit der Herrschaft des Grossbürgertums die Gesellschaft ergriffen hatte.

Heute, im Epizentrum einer telematischen Revolution, deren tiefgreifende Folgen auf unsere Gesellschaft und auf unser tägliches Leben wir nur ahnen können, läge es nahe, nicht wie weiland Erzdiakon Frollo ein Buch, sondern eine Diskette in der Hand zu halten, und mit bedeutungsvollem Blick auf unseren Bücherschrank die gleiche Prognose zu wagen, die jener für die grandiose gotische Kathedrale von Paris getroffen hatte. Die Speicherung und Mitteilung der Gedanken, welche die Menschheit hervorgebracht hat und hervorbringt, erfolgt nunmehr auf Festplatten, in Disketten, in Modemleitungen und auf Datenautobahnen; das Buch tritt, nachdem der Photosatz bereits vor einigen Jahrzehnten die Gutenbergsche Erfindung obsolet gemacht hat, in den Hintergrund. Und die Architektur hat ihre Rolle als Informationsträger um ein weiteres Stück eingebüsst.

Vor allem und am deutlichsten in der Stadt. Im Mittelalter und in der Renaissance war sie anerkanntermassen ein Dispositiv, um Botschaften zu vermitteln; so sehr, dass etwa Papst Nicolò V durch gezielte bauliche Massnahmen das Rom des Quattrocento in eine *biblia pauperum* verwandeln wollte, deren Grossartigkeit das Volk, das des Lesens nicht kundig war, von der Existenz und Macht Gottes (und der katholischen Kirche) überzeugen sollte. Noch im 19. Jahrhundert war die Stadt das absichtsvolle und einigermassen getreue Bild einer hegemonistisch ambitionierten sozialen Gruppe, die auch vor kultureller Übervorteilung und Segregation nicht zurückscheute, um sich den Anschein der Bildung und Respektabilität zu geben. Erst im 20. Jahrhundert explodiert die Stadt in Peripherien, welche die Modelle, die ihnen die architektonische Kultur

ihrer Zeit vorführt, verballhornen, wenn nicht gar vollends ignorieren. Es entstehen so die Städte, die keiner gewollt und auch keiner gemacht haben will: kein Politiker, kein Verwalter, kein Bauherr, kein Architekt. Was sie erzählen, ist nichts anderes als die Summe der Partikularinteressen und Egoismen, die ihren jeweiligen Elementen zugrunde gelegen haben; insofern geben sie ein Bild unserer Gesellschaft ab, das noch düsterer ist als ihr wirklicher Zustand. Als "urban sprawl" sind sie a posteriori etikettiert und zuweilen sogar literarisch aufgewertet worden, was ihre Unwirtlichkeit allerdings in keiner Weise gemindert hat.

Und doch ist und bleibt jede Stadt, selbst die grässlichste, eine didaktische Formation, die aus ihrer eigenen Erinnerung erzählt. Sie ist eine künstliche geologische Schichtung, deren Sedimente die Vergangenheit dokumentieren und beschwören. In ihnen sind die Ereignisse architektonisch verarbeitet, welche die Stadt zerstört oder aufgebaut, beschädigt oder geheilt, erschüttert oder gefestigt haben: die sie also, auf welche Weise auch immer, geformt haben. Die gebauten Ablagerungen lassen ihr politisches, soziales, ökonomisches und kulturelles Leben ablesen und nachvollziehen. Die Stadt ist ein Denkmal ihrer selbst – und damit ein Lehrstück.

VON DER STADT ALS WERBUNG UND ZURÜCK

Sie ist aber noch mehr als das. Der symbolische Charakter, der seit jeher den öffentlichen urbanen Gebäuden eigen war, hat zunehmend auf die Privatbauten übergegriffen. In Wohnhäusern, vor allem aber in Bürohäusern stellen sich immer mehr Bauherren dar, lassen sich in städtebaulichem Massstab ihr Emblem schaffen. Die Bauten werden zu gigantischen Werbeträgern, unablässig bemüht, sich durch zielstrebig kultivierte Spektakularität und aufgeregt skulpturale Ostentation gegenüber ihren Nachbarn hervorzutun.

Diesem steinernen Buch überlagert sich anderes. Da sind die Inschriften, die an historische Ereignisse gemahnen: seien es Überflutungen oder Strassenkämpfe. Da sind weitere Epigraphen, die Monumente kennzeichnen oder Häuser als Kunstwerke oder Erinnerungsstücke herausstellen. Da sind Schilder, die auf Cafés, Restaurants, Hotels und Läden aufmerksam machen, und auch solche, die auf öffentliche Einrichtungen hinweisen. Da sind weitere Schilder, die Ziele angeben und Verkehrsregeln verkünden. Und da sind schliesslich Schriftzüge und Plakate, die für alles mögliche werben, auch für Ereignisse und Produkte, die mit dem Ort selbst nichts zu tun haben. Die Stadt ist doch wieder zu einem Buch geworden: allerdings einem Gutenbergschen Folio weniger ähnlich als einem bunten Bildband oder einem Comic-Heft.

Nun soll all dies vorbei sein. Die Werbung kommt demnächst, so heisst es, nur mehr direkt ins Haus, durch Radio und Fernsehen (was wir schon sattsam gewärtigen) sowie über Datenautobahn. Teleshopping, Telekiosking, Telebanking und weitere Tele-Tätigkeiten werden uns der Last entheben (aber auch des Vergnügens berauben), in der Stadt herumzulaufen, um alltägliche Erledigungen zu besorgen. Und auch der Stadtraum, in dem wir weiland flanierten, wird uns einschliesslich seiner Erinnerungsorte als Cyberspace offeriert werden.

Die Euphorie, mit der diese Entwicklung stellenweise begrüsst wird, ist ebensowenig gerechtfertigt wie die Panik, die zuweilen zu ihrer Ablehnung führt. Die telematische Revolution ist längst eine Tatsache, und dass sie auf unsere Städte Auswirkungen haben wird, eine Milchmädchenrechnung. Die eigentliche Frage lautet: in welche Richtung sollen diese Auswirkungen gesteuert werden?

Zuallererst muss ein ebenso naives wie hartnäckiges Missverständnis ausgeräumt werden: dass mehr Information grundsätzlich besser sei als weniger. Ausschlaggebend ist hingegen allein die Qualität dessen, was die Informationstechnologien aussenden, und die Art und Weise, wie das Ausgesandte vom Menschen verarbeitet wird. Wie man mit gezielt ausgewählten und eingesetzten kommunikativen Mitteln erfolgreich manipuliert, hat nicht nur jedes moderne totalitäre Regime vorgeführt, sondern auch die Konsumgesellschaft. Und dass nicht mehr bewältigbare Informationsmengen kaum Bildung, sondern Übersättigung, Hilflosigkeit und Konfusion erzeugen, offenbart schon mancher Schilderwald.

Mithin geht es bei der kommunikativen Dimension der Stadt nicht darum, sie grenzenlos auszuweiten, sondern im Gegenteil um ihre sinnvolle Begrenzung und qualitative Verbesserung. Dafür bieten die neuen telematischen Instrumente durchaus eine Chance. Sie entlasten die Stadt von zahlreichen Funktionen, die ihr gegenwärtig noch aufgetragen werden; auch von vielen Mitteilungsfunktionen. Wozu an den Hausfassaden werben, wenn die Botschaft auf dem Computer-Bildschirm viel effektiver ist? Wozu die abertausend Verkehrsschilder, wenn es dank der Mobilität der Information viel weniger notwendig ist, sich in der Stadt von einem Ort zum anderen fortzubewegen, und damit das Verkehrschaos sich von selbst gibt? Wozu die grell miteinander konkurrierenden Reklamen und Hinweise, wenn zu Hause per Video schon ausgewählt wird, wohin man abends ausgeht? Und auch: wozu die wild gestikulierend um Aufmerksamkeit heischenden Symbolbauten, wenn die Konzernpräsenz auf der Datenautobahn intensiver und wirksamer ist?

DISKRETE INFORMATIONSTECHNOLOGIEN UND ORTE DER STILLE

So dämmert neben dem Schreckgespenst einer Cyber City, die blankes Surrogat der materiellen Stadt ist und nichts anderes tut, als ihre Reize mit anderen, entliehenen Bildern zu vermischen und zu potenzieren, die Vision einer Stadt der nahen Zukunft, in die sich die neuen Informationstechnologien ebenso diskret wie hilfreich einnisten. Und sie dabei nicht mit unablässig flimmernden Medienwänden überfrachten oder vermittels virtueller Räume nachäffen, sondern von Funktionen und Botschaften befreien, die mit ihr zunehmend schlecht vereinbar sind, und zugleich mit anderen anreichern, die sie lebensfähiger und lebenswerter machen.

Kommerziell weitgehend uninteressant geworden, weil sie die telematischen Instrumente überflügelt und emarginiert haben, kann die Stadt mithin wieder ein Ort des kollektiven Gedächtnisses sein. Sie wird weniger

zu sagen haben, aber das, was sie sagen wird, wird sie uneigennützig und nicht manipulativ von sich geben. Sie wird erneut von ihrer eigenen Geschichte erzählen, von den Menschen, die sie geformt haben, von ihrer Kultur, ihren Ideen, ihren Träumen, ihren Hoffnungen; und wird dadurch andere Menschen, jene, die sie bewohnen und benutzen, zum Träumen, zum Hoffen, zum Denken anregen. Sie wird nicht eine anonyme Freizeitmenge, Kaufkraft oder Wahlmasse berieseln, sondern mündige Bürger an ihre eigene Vergangenheit erinnern und zu einer besseren Zukunft ermuntern. Sie wird ihnen Orte der Anregung, der Erinnerung, aber auch Orte der Stille anbieten.

Würde Erzdiakon Frollo heute auf die Stadt schauen, hätte er wohl noch mehr Grund als vor fünfhundert Jahren, "ceci tuera cela" auszurufen. Er würde der bereits eingetretenen Obsoleszenz der vulgären Corporate-Identity-Architektur, des bevorstehenden Ermattens der Lichterphantasmagorie von Piccadilly Circus oder Times Square, des absehbaren Versagens von Digital City als urbane Alternative gedenken. Doch vielleicht würde er zuversichtlich, wenn nicht gar ausgesprochen vergnügt dreinblicken.

VIRTUELLES UND ECHTES: DER SOLIDE TEIL DER DINGE

". . . die Menschen sind es, die das Gemeinwesen ausmachen, und nicht die Mauern": so lässt Thukydides in seiner *Geschichte des Peloponnesischen Krieges* den Feldherren Nikias dem geschlagenen und flüchtigen griechischen Heer Mut und Trost zusprechen. In der Tat ist die gebaute Stadt nur die Hülle dessen, worauf es beim Prinzip Urbanität ankommt: die Menschen, die in ihr leben und als Gemeinwesen zusammenleben.

Dieses Gemeinwesen verlangt jedoch nach einem Ort, in dem es tätig sein und mit dem es sich identifizieren kann. Und gerade in einer Welt, in welcher die Verheissungen der Immaterialität verführen und zuweilen auch blenden, wird es zunehmend notwendig, über den soliden Teil der Dinge ernsthaft nachzudenken. Denn genausowenig, wie vergessen werden darf, dass die Information mächtiger und leistungsstarker (und mithin energieaufwendiger) Maschinen bedarf, um leicht durch die Lüfte zu fliegen oder durch die Kabel zu flitzen, darf die Tatsache übergangen werden, dass die Menschen für bestimmte Tätigkeiten weiterhin handfeste Gegenstände benötigen. Um sich zu setzen, braucht man einen Stuhl. Um zu wohnen, einen Raum. Um zu flanieren, eine Strasse oder einen Platz. Bereits vor dem Hintergrund solcher simpler Fakten wird der Spott gegenstandslos, mit dem die flotten Telepolis-Bewohner jene bedenken, die noch an der wirklichen, an der in Stein und Eisen und Holz und Glas gebauten Stadt etwas ändern wollen. Die neue "Stadt", die sich in den Datennetzen realisiert, wird die alte nicht ersetzen, allenfalls ergänzen. Und die alte Stadt wird bleiben, wird sogar noch wichtiger werden, als sie schon war und ist. Umso mehr gilt es, sie zu pflegen: durch kluge städtebauliche Massnahmen und gute Architektur.

Für das Engagement zugunsten der soliden, dauerhaften Seite der Stadt sprechen nicht lediglich handfeste praktische Gründe. Die Fähigkeit des elektronischen Rechners, Dinge und Situationen zu simulieren, ist fraglos nützlich; sie darf allerdings nicht zur Verdrängung des Erlebnisses der Realität führen. Surrogat und Wirklichkeit können und werden nebeneinander bestehen, wie sie es ansatzweise bereits tun. Ihre Grenzen dürfen aber nicht verwischt werden, ihre unterschiedlichen Möglichkeiten und Anwendungsgebiete nicht durcheinandergebracht. Und vor dem Hintergrund des um sich greifenden Surrogats gebührt der Wirklichkeit mit ihrem unvergleichlichen Informationsreichtum und ihrer unersetzbaren Eigenschaft der Authentizität eine zunehmende Aufwertung.

Auch und vor allem in der Stadt. Das Prinzip des Ersatzes, das Diktat des Als-ob hält ja nicht erst seit dem Durchbruch des Computers in ihr Einzug. Schon das späte 19. Jahrhundert hat die Maskerade zu einer stadtkompositorischen Methode erhoben und schnöden, meist rein profitbestimmten Mietshäusern den äusseren Anschein aristokratischer Paläste verliehen. Unsere Zeit hat das Spiel noch viel weiter getrieben, und zuweilen hat es den Anschein, als dürfe jedes Gebäude alles, nur nicht sich selbst sein: ein Haus muss aussehen wie eine Märchenkulisse, ein Bürobau wie eine Weltraumstation, ein Bahnhof wie ein Einkaufszentrum. Ein Einkaufszentrum aber darf nichts weniger als die Stadt selbst nachäffen: mit Bars, Restaurants, Theater, Kinos, Marktplatz und der unvermeidlichen kunststoffpalmenbepflanzten Galleria, in der nach dem Willen der Betreiber ausgerechnet jenes urbane Leben zu pulsieren hat, zu dessen Zerstörung die gesamte plump inszenierte Simulation einen entscheidenden Beitrag leistet.

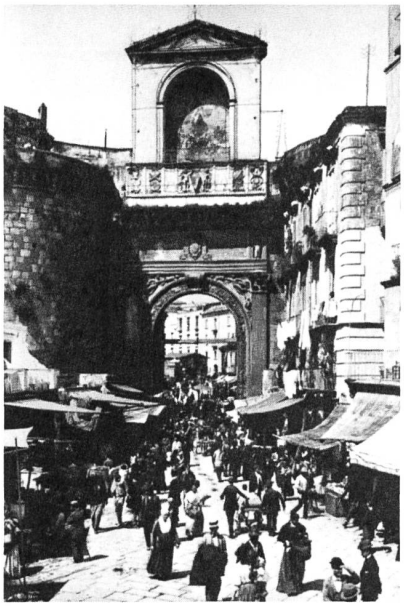
Wenn nun dank der neuen Kommunikationstechnologien dem Universum, der Stellvertretung und der Ersatzhandlung keinerlei Schranken mehr gesetzt sind, wird in der Stadt also nicht ein neuer Prozess in Gang gebracht, sondern ein alter zu seinem äussersten Extrem. Und damit ad absurdum. So dass vor lauter Surrogaten wieder das Echte attraktiv wird: nicht als snobistische Rarität, sondern als notwendiges Antidot gegen Täuschung und Manipulation.

Was aber ist das Echte in der Stadt? Gebäude, die sich so geben, wie sie sind, und nicht als Markenzeichen ihrer selbst, ihrer Architekten oder ihrer Bauherrn auftreten zu müssen meinen. Gebäude, deren Funktion und Konstruktion verständlich und nachvollziehbar sind. Deren Materialien einen Sinn und einen Namen haben und nicht beliebige Verkleidung darstellen. Strassen, die ohne aufdringliche Inszenierungen zurückhaltende und dabei doch heimische Orte der Bewegung, des Verweilens, des Flanierens bilden, bestückt mit jenen einfachen städtischen Attraktionen, die Cafés und Läden repräsentieren. Plätze, die nicht durch penetrante Möblierung zu grossen, plüschigen und unnötig exklusiven Wohnzimmern geraten, sondern einladende, ja anregende Freiräume für Unvorhergesehenes und Unvorhersehbares bieten. Und dann Bäume, die in Parks stehen, Alleen bilden, Plätze eingrenzen und einrahmen, und dabei den Wechsel der Jahreszeiten und der Witterung anzeigen. Wasserflächen, in denen sich die Stadt, die sie auflockern und zieren, gebrochen und verklärt widerspiegelt.

DAS DISPOSITIV ZUR VERFEINERUNG DES MENSCHEN KEHRT ZURÜCK

Solcherlei Überlegungen sind bar jeglicher Nostalgie. Der Umschwung, in den uns der Strudel der telematischen Revolution hineingerissen hat, ist unaufhaltsam. Doch gerade dadurch, dass er eine allgemeine Verschiebung vom Materiellen zum Immateriellen bewirkt, gibt er dem ersteren einen neuen Stellenwert und auch eine neue Freiheit. In ihrer soliden Seite findet sich die Stadt befreit von Utilitaristischem und Kommerziellem, mit dem sie sich noch in der Folge der industriellen Revolution abgeplagt hat. Das eröffnet ihr eine epochale Chance: jene, sich auf ihre ureigenen Funktionen zu besinnen und diese optimal zu erfüllen. Menschen eine würdige und freundliche Wohnung mit entsprechender effizienter Infrastruktur zu geben. Einen angenehmen Arbeitsort. Attraktive Erholungsräume. Und die Möglichkeit, sich frei und rasch dazwischen zu bewegen.

Doch geht die Aufgabe, die der Stadt seit ihrer Entstehung obliegt und diese Entstehung forciert hat, über die pure Nützlichkeit und blosse Zweckrationalität weit hinaus. Wir wollen nicht nur wohnen, einkaufen, lernen, arbeiten, ins Kino gehen und spazierenlaufen. Wir wollen mehr.



Dieses Mehr hat David Hume in seinem Essay "On Refinement in the Arts" auf den Punkt gebracht: "... Nor is it possible, that when enriched with science, and possessed of a fund of conversation, that (men) should be content to remain in solitude ... they flock into cities ... love to receive and communicate knowledge ... to shew their wit or their breeding; their taste in conversation or breeding, in clothes or furniture, particular clubs and societies are everywhere formed: both sexes meet in an easy and sociable manner, and the tempers of men, as well as their behaviour, refine apace." Ganz im Sinn der europäischen Aufklärung, zu deren exponiertesten Protagonisten er zählte, beschwört Hume die Stadt als Dispositiv zu Verbesserung und Verfeinerung des Menschen; und den Antrieb dieses Dispositivs entdeckt er in der Neigung, ja der Leidenschaft, "to receive and communicate knowledge."

NEUE RÄUME FÜR EINE NEUE RES PUBLICA

Ein solcher Wissens- und Erkenntnisaustausch kann, natürlich, teilweise in den telematischen Datennetzen geschehen; aber nur teilweise. Gerade die zunehmenden Optionen der Virtualität lassen nicht nur neue Sehnsüchte nach dem Echten aufkommen, sondern offenbaren auch die Zentralität und die Unersetzlichkeit der realen menschlichen Beziehung. Ihren Reichtum vermag keine noch so breite Datenautobahn zu vermitteln. Und für derlei menschliche Beziehungen hat die Stadt in ihrer Geschichte kongeniale Orte geschaffen: die griechische Agora, das römische Forum, den mittelalterlichen Marktplatz, das System öffentlicher Räume der Renaissance, des Barock und des Klassizismus, den Boulevard und die glasüberdachte Passage des 19. Jahrhunderts. Die Stoa, die Basilika, die Arkade, die Loggia. Und natürlich das Theater, die Gastwirtschaft, das Café, die Markthalle, den Bahnhof, die Bar. Diese Orte, diese Bautypen, diese besonderen Räume muss die Stadt des telematischen Zeitalters verstärkt anbieten – und darüber hinaus neue erfinden.

Nichts wäre falscher, als darin ein rein hedonistisches Plädoyer zu sehen. Die Vorstellung, freundliche und massstäbliche Strassen und Plätze dienten allein dem Zeitvertreib nostalgischer Flaneurs oder neureicher Shopping-Fanatiker ist ein ebenso typisches wie groteskes Produkt der Aera der endlos ausgerollten Stadtautobahnen und der heimelig möblierten Fussgängerzonen. In Wahrheit war der Stadtraum, bevor er

Alle Abbildungen aus: Gli Alinari Fotografi 1852-1929, Florenz 1977

technokratisch besetzt und kommerziell umgewidmet wurde, der Ort der Res publica schlechthin: in dem sie geboren, erfunden, gepflegt und verwaltet wurde.

In ihrem Buch *Vita activa* schreibt Hannah Arendt: "Der öffentliche und private Raum als die uns gemeinsame Welt versammelt Menschen und verhindert gleichzeitig, dass sie gleichsam über- und ineinanderfallen. Was die Verhältnisse in einer Massengesellschaft so schwer erträglich macht, liegt nicht eigentlich, jedenfalls nicht primär, in der Massenhaftigkeit selbst; es handelt sich vielmehr darum, dass in ihr die Welt die Kraft verloren hat, zu versammeln, das heisst, zu trennen und zu verbinden." Natürlich kann und wird die telematische Revolution die "Kraft zu versammeln" nicht neu beschwören. Sie vermag aber, intelligent genutzt, in der Stadt den Raum zu schaffen, in dem die Bürger diese Kraft wiederfinden können: jenen öffentlichen Bereich, der sowohl Menschen wie auch Dinge verbindet und trennt, Gemeinschaft herstellt und Identität schafft.

So könnte die Stadt des telematischen Zeitalters dem Alptraum der Addition von isolierten, voneinander abgeschotteten Individuen entrinnen, jedes für sich im eigenen Wohnzimmer verbarrikadiert, durch seinen Display von der Realität isoliert und kopflos in kommerzialisierten und manipulierten Datenautobahnen schwimmend. Stattdessen könnte sie zu einem Ort werden, wo die gleichen Individuen, die selbstverständlich über die modernsten telematischen Geräte verfügen und ihre Segnungen geniessen, diese Geräte auch ausschalten und auf die Strasse gehen, um sich auf ihre Nachbarn und Mitbürger einzulassen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen und mit ihnen gemeinsam an einem Gemeinwesen zu arbeiten, in dem es sich etwas besser, gerechter und heiterer lebt als in dem, das wir heute haben.